

Arthur Schopenhauer und das Berner Oberland : Gedanken zu einem 150jährigen Reisetagebuch

Autor(en): **Volmar, F.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **17 (1955)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-243016>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ARTHUR SCHOPENHAUER UND DAS BERNER OBERLAND

Gedanken zu einem 150jährigen Reisetagebuch

Von F. A. Volmar

Die Tatsache, daß einer der bedeutendsten europäischen Philosophen als Jüngling die Schweiz und dabei auch Bern und das Berner Oberland besucht hat, findet sich u. W. weder in reisegeschichtlichen Abhandlungen und heimatkundlichen Publikationen noch in jenen Sammelwerken vermerkt, die sich mit dem Tourismus in der Schweiz und insbesondere auch im Berner Oberland befassen und mit Vorliebe auf die ehrenden Besuche zahlreicher Prominenter hinweisen.

Dieser Umstand mag den thematisch ohnehin naheliegenden Versuch rechtfertigen, eines nicht nur reise-, sondern auch geistesgeschichtlich beachtenswerten und reizvollen Faktums nun doch einmal in besinnlicher Weise zu gedenken.

*

Schnellfertige Optimisten glauben in der altindischer Weisheit und abendländischer Mystik verbundenen Philosophie Arthur Schopenhauers (1788—1860) nur das Ergebnis eines in misanthropischer Abgeschlossenheit verbrachten Lebens eines galligen Alten erblicken zu können, wobei sie etwa darauf hinweisen, daß der tier- und besonders hundefreundliche Sonderling fast drei Jahrzehnte mehr oder weniger einsam (und zuweilen recht behaglich) in Frankfurt am Main hauste und diese Stadt und ihre Umgebung kaum je verließ.

Diese volkstümliche Vorstellung von einem das muntere Konzept prosperierender Geschäftigkeit störenden und daher tunlichst zu eliminierenden oder nachsichtig lächelnd zu entwertenden «Erzpessimisten», eines kraft seines Genius immerhin erstaunlich vielseitig informierten «Fremdlings auf Erden», läßt indessen außer acht, daß Umriss, Höhen und Abgründe des Weltbildes dieses großen Philosophen der Lebenstragik in blitzartigen Erhellungen schon einem sensiblen und sehr kritisch-nachdenklichen Jüngling sich offenbarten. Und eben diesem kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling war es vergönnt, mit seinen wohlhabenden Eltern große Teile Europas zu bereisen und damit, der Dressur und der Überfülle toten Schulwissens enthoben, «Welt und Leuten» als eines lebendigen Anschauungsunterrichtes in den Jahren jugendfrischer Aufgeschlossenheit wie selten einer teilhaftig zu werden.

Die Konzeption seines Hauptwerkes sodann — nach Jahren intensiver und umfassender, vornehmlich naturwissenschaftlicher und philosophischer Studien ein intuitiv-elementares Geschehen — erfolgte im 27. Lebensjahr, und noch vor beendeter Drucklegung der Ende 1818 erschienenen «Welt als Wille und Vorstellung», zog es den dreißigjährigen Philosophen unwiderstehlich nach Italien, das er wenige Jahre später zum zweitenmal aufsuchte. «Sehen und Erfahren ist so nützlich als Lesen und Lernen», schrieb er in einem brieflichen Rückblick auf seinen monatelangen Aufenthalt in Florenz. Nicht abstraktes Wissen, sondern die lebendige Anschauung allein ist ihm die Quelle aller Erkenntnis.

Auf den Bildungswert des Reisens als ein gut Teil Welterlebnis und aufschlußreicher Wirklichkeitsschau hat der stets kosmopolitisch empfindende Schopenhauer da und dort hingewiesen — wenn auch er die snobistische Reismode gewisser gesellschaftlicher Kategorien später bissig glossierte: «Was sie so durch die Länder jagt, ist die selbe Langeweile, welche zu Hause sie haufenweise zusammentreibt und zusammendrängt, daß es ein Spaß ist, es anzusehn». Er erwähnt einen Vergnügungs-Weltreisenden, der ihn naiv versichert, er habe sich keinen Augenblick gelangweilt. So liest man denn auch in Schopenhauers berühmten «Aphorismen zur Lebensweisheit» eine kulturgeschichtlich sehr interessante und heute, nach hundert Jahren, besonders aktuelle und vielfach zutreffende, wenn auch gerade im Hinblick auf seinen eigenen Reise- und Bildungsdrang hoffentlich doch nicht allgemein gültige Formulierung: «Das Nomadenleben, welches die unterste Stufe der Zivilisation bezeichnet, findet sich auf der höchsten im allgemein gewordenen Touristenleben wieder ein. Das erste ward von der Not, das zweite von der Langeweile herbeigeführt», also von einer stets nach äußerer Anregung lechzenden inneren Leere.

Auch die neuzeitlichen Repräsentanten eines tempogehetzten motorisierten oder schienengebundenen Nomadentums, deren elementarer Lebensdrang durch die immer kompliziertere Apparatur des Zivilisations- und Erwerbslebens ja oft so unbehaglich gedrosselt scheint, werden allerdings der Welt nur insofern und damit durchaus zweckhaftes Interesse entgegenbringen, als sie ihrem rastlosen Streben und Begehren passende und immer neue Motive zu bieten vermag. Auch für sie gilt, was Laotse vor über zweitausend Jahren gelehrt: «Um aber die Welt zu gewinnen, muß man frei sein von Geschäftigkeit».

Werden solche Menschen für beschaulicheres Reisen voraussetzende Reiseerlebnisse im Sinne unseres Philosophen überhaupt noch empfänglich sein?

Denn einen ganz besonderen, über jede Zweckhaftigkeit erhabenen Wert des Reisens sieht Schopenhauer darin, daß es unter gewissen individuellen Voraussetzungen geeignet sein kann, uns überraschend das innige Erlebnis eines von störenden Willensregungen freien, daher reinen und besonders beglückenden Schauens und Erkennens zu vermitteln. Beispielsweise ist der

Durchreisende für die Wirkung des Malerischen und Poetischen, für den «sonderbar angenehmen Eindruck» einer fremden Stadt weitaus empfänglicher als der Einheimische, weil er, «außer aller Beziehung zu dieser Stadt und ihren Bewohnern stehend, sie rein objektiv anschaut».

Was ist es denn eigentlich, was selbst den von Not, Sorgen oder Leidenschaften innerlich Gequälten durch einen einzigen freien Blick in die Natur so plötzlich erquickt, erheitert und aufrichtet, was den Sturm der Leidenschaften, den Drang der Wünsche, die Unruhe der Furcht und Sorge sogleich auf eine wundersame Art beschwichtigt? Es ist laut Schopenhauer eine kurze Erlösung vom Willensdrang, eine in diesen Augenblicken selbstverlorenen, rein objektiven, d. h. von keinerlei zweckhaften Beziehungen beeinträchtigten, weil völlig willenlosen Anschauens wohltuend empfundene Befreiung: die Individualität mit allem ihrem Wollen und dem damit verbundenen Leiden ist vorübergehend gleichsam ausgelöscht — wir weilen in einer andern Welt... und mitunter streift uns dann auch flüchtig die seltsam vage Ahnung «von der Möglichkeit eines Daseins, das nicht im Wollen besteht wie unser jetziges», eines äußerlich vielleicht entbehrungsreichen, aber das Ganze erfassenden, weil urgrundnahen und allverbundenen Lebens voll heiter-ernster Gelassenheit...

Hier haben wir uns zu erinnern, daß für Schopenhauer der Wille, nämlich der Wille zum Leben, das von Kant als unerkennbar bezeichnete geheimnisvolle «Ding an sich» ist: der allen Erscheinungen inwohnende, der in der ganzen Natur und also auch in uns selbst rastlos sich manifestierende und somit unersättlich daseinsgierige universelle Lebensdrang. Die Welt wie sie ist, ist die unmittelbare Äußerung und damit das wahre Spiegelbild dieses sich selbst verkennenden, weil ja überall nur auf eigene Kosten «erfolgreich» sich auswirkenden und darum nie zu beschwichtigenden Wollens und Wollen-Müssens. Unaufhaltsamer Drang und Trieb, grenzenloses Streben und Begehren: eine in ihren letzten Zielen unfaßbare oder überhaupt ziellose, weil in der Fülle konkurrenzschärf organisierter und spezialisierter Elemente, Arten und Individuen vielfach sich selbst feindlich gegenüberstehende und in diesen also einerseits aggressiv sich bejahende, andererseits sich selbst brutal verneinende und so unaufhörlich an sich selbst zehrende Urkraft. In der Gattung Mensch als einer höchsten und stärksten Objektivierung des Lebenswillens scheint dieser in maßlos gesteigertem Dasein nach totaler Erfüllung, aber aus dem Wirrsal des Nichtwissens und Begehrens auch nach heilsamer Selbsterkenntnis und endlicher Erlösung zu drängen. Denn gerade in der menschlichen Spezies zeigt sich die Selbstentzweiung dieses hungrigen und in seinem innersten Wesen wohl endgültige Stillung ersahnenden metaphysischen Urwillens mit solch tragischer Vehemenz, daß die Jahrtausende umfassende sogenannte Weltgeschichte — trotz der wundervollen, ideenreichen und völkerverbindenden Geschichte des Schönen — sowohl innerhalb dieser Gattung wie in bezug auf ihre Mitgeschöpfe bisher nur als eine Art intensiver Fortsetzung der Zoologie erscheint.

Erkannt wird die ungeachtet seiner Zerspaltenheit eben doch bestehende Ureinheit des Lebenswillens als des «Dinges an sich» in der täuschenden unendlichen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen (dieser durch Raum und Zeit auseinandergezogenen Vielheit des Gleichartigen) nur dort, wo sich ein zwar von starken Willensimpulsen akkumuliertes Erkenntnis- und Denkvermögen nüchternen Zweckhaftigkeit und damit der Interessen- und Machtsphäre des oft despotischen Willens zu entwinden vermag. So beispielsweise in einem Philosophen, der sich bewußt mit der Rolle des Statisten begnügt, um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können. Mit den Heiligen vieler Zeiten und

Zonen durchschaut er die Wesensidentität aller Egoisten, aller durch folgenschwere Vereinzelung einander entfremdeten vergänglichen Erscheinungen des gemeinsamen zeitlosen Lebensdranges und damit auch die wahre Natur, den einer Mitleidsethik bedürftigen trügerischen Mechanismus dieses ganzen lust- und leidvollen Treibens und Geschehens.

*

Der sonst dem Willen, dem meist eindeutig egozentrischen Lebensdrang nur als fügsames Werkzeug dienstbare und so emsig um die nützliche Wahrnehmung, um die geschäftige Auswertung bloßer Relationen und Motive bemühte und vielleicht auch als warnende Instanz tätige Intellekt ist also mitunter zu Edlerem fähig: Er erschaut und erkennt urbildhaft ein Eigentliches und Wesentliches, ein wandelbarem Dasein und dem «Ruin der Zeiten» überhobenes wahrhaft Seiendes, All-Eines, und durch das schemenhaft zerfließende Gedränge banaler Begebenheiten hindurch spürt er wie Labsal ein Ewiges. Und Erkenntnis der Ewigkeit, sagt Laotse, bringt Weisheit und Duldsamkeit.

Dieser «Zustand des reinen willenlosen Erkennens, den jede ästhetische Kontemplation voraussetzt und erfordert», diese jeder Zweckhaftigkeit entlohene Selbstvergessenheit und Entrückung — das Geheimnis «jeder künstlerischen, dichterischen und rein philosophischen Konzeption» — ist allerdings nur ein vorübergehend begnadender Ausnahmezustand. Nach des triebstarken Schopenhauers eigenem Bekenntnis ist es nämlich so, daß nur zu bald «jeder im großen Marionettenspiel des Lebens doch mitagieren muß und fast immer den Draht fühlt, durch welchen auch er damit zusammenhängt und in Bewegung gesetzt wird», welch letzteres ja nun freilich auch durch das in jeder «Puppe» trotz gelegentlicher Pausierung schließlich doch munter und beharrlich abschnurrende Willenstriebwerk geschieht.

Aber gerade dadurch, daß wir bei solch reiner Betrachtung einer Landschaft, eines Kunstwerkes, nicht nur materiell gänzlich uninteressiert, sondern überhaupt befreit sind vom «Sklavendienst des Willens», daß wir dann, wenn vielleicht auch nur für Augenblicke, der «Seligkeit des willenlosen Anschauens» hingegeben sind — «sich selbst loswerden... indem man sich verißt, um ganz in den angeschauten Gegenständen aufzugehn» —: dies ergibt die Jahre überdauernde Intensität jener individuellen Stimmungs- und Offenbarungserlebnisse. Dort die peinigenden Konvulsionen heftigen, aber oft auf kleinliche Objekte gerichteten Wollens, oder die gähnende Langeweile zufolge der Leere des nicht beschäftigten Willens, die nach immer neuen Eindrücken und optischen «Sensationen» haschende Neugier, die oft läppischen Zeitvertreib, rastlose Gewohnheitsarbeit oder erbärmliche Lumpereien bewirkende, weil immer wieder unerfüllte Willenssphäre des gelassener Besonnenheit und genußreichen objektiven Schauens und Erkennens Unfähigen — hier die über alle eitlen, alle relativen und vergänglichen Willens-, Geltungs- und Machttriumphe hoherhabenenden Feierstunden des aus der «Zuchthausarbeit des Wollens» vorübergehend sich dispensierenden und in stillem Begnügen

ruhe- und friedvollen Anschauens verharrenden und somit Gemütswerte in sich schließenden Intellekts. Einerlei dann, versichert der dichterisch beschwingte Philosoph, ob man dem Untergang der Sonne aus einem Palast oder aus einem Kerker zusieht, ob das schauende Auge einem mächtigen König oder einem gepeinigten Bettler angehört...

Den rastlos tätigen und im «Getümmel des Handelns» oft jäh verbrauchten Menschen unserer betriebsam lärmenden Welt, die vor fiebriger Lebensgier, kommerziell suggerierten «Lebensbedürfnissen» und entsprechend skrupellos angestachelter «Lebenstüchtigkeit» und brutalem Machtwillen zu plätzen droht, weiß der Dichter *Hermann Hesse* diese scheinbar so subtilen, aber im Lichte befreiender Erkenntnis doch so einfachen Dinge sehr schön verständlich zu machen — ganz im Sinne und fast mit den eben zitierten Worten Schopenhauers, aber ohne den Philosophen zu erwähnen, weil ja zweifelsohne auch aus ureigenem Erleben —:

«Unrein und verzerrend ist der Blick des Wollens. Erst wo wir nichts begehren, erst wo unser Schauen reine Betrachtung wird, tut sich die Seele der Dinge auf, die Schönheit. Wenn ich einen Wald beschaue, den ich kaufen, den ich pachten, den ich abholzen, in dem ich jagen, den ich mit einer Hypothek belasten will, dann sehe ich nicht den Wald, sondern nur seine Beziehungen zu meinem Wollen, zu meinen Plänen und Sorgen, zu meinem Geldbeutel. Dann besteht er aus Holz, ist jung oder alt, gesund oder krank. Will ich aber nichts von ihm, blicke ich nur „gedankenlos“ in seine grüne Tiefe, dann erst ist er Wald, ist Natur und Gewächs, ist schön. So ist es mit den Menschen und ihren Gesichtern auch. Der Mensch, den ich mit Furcht, mit Hoffnung, mit Begehrlichkeit, mit Absichten, mit Forderungen ansehe, ist nicht Mensch, er ist nur ein trüber Spiegel meines Wollens... Im Augenblick, wo das Wollen ruht und die Betrachtung aufkommt, das reine Sehen und Hingegebensein, wird alles anders... Denn Betrachtung ist ja nicht Forderung oder Kritik, sie ist nichts als Liebe. Sie ist der höchste und wünschenswerteste Zustand unserer Seele: begierdelose Liebe».¹

*

Die nur reiner Betrachtung zugängliche Seele der Dinge: die Schönheit...

Schopenhauer weist denn auch darauf hin, daß die Glücksbasis der zauberisch schimmernden Welt der Kindheit, an die wir trotz mancherlei Ungemach oft als an eine Zeit der Unschuld, als an ein verlorenes Paradies zurückdenken, darin besteht, daß in der Kindheit unser ganzes Dasein viel mehr im staunenden Erkennen als im Wollen liegt. Das Bedeutsame und idealistisch Verklärte gewisser Jugendeindrücke sodann entspringt daraus, daß das uns neu erscheinende Einzelne nicht nur als solches, sondern als seine Gattung verkörpernd, somit als überzeitliches, ideenhaftes Gebilde auftritt: «im Morgenrot des Lebens» erkennen wir «die (platonische) Idee dieser Gattung, welcher als solcher die Schönheit wesentlich ist». Denn diese im Sinne immer

¹ «Von der Seele» (1917), in «Betrachtungen», Gesammelte Werke, 1928.

deutlicherer und höherer Objektivation gleichsam eine Stufenfolge des Weltwillens darstellenden latenten Ideen, die Urformen, die Urbilder (Urtypen) sind es, die als ein Unvergängliches, ewig Seiendes, somit zeitlos Erhabenes und «Ideales» allen werdenden und vergehenden Erscheinungen als den meist unvollkommenen, mitunter aber hinreißend makellosen Abbildern zugrunde liegen.²

Ob Gewässer, Berg, Ruine, Wolke, Baum, Tier oder Menschenantlitz — weil es weniger und doch viel intensiver war als ein optisch präzises Wahrnehmen des Äußerlichen, des Zufälligen oder Kausalen dieser Objekte, darum haben wir ihr Eigentliches und Wesentliches einst so tief erfaßt, hat ihr Ewiges magisch sich uns erschlossen.

Und in der Vergänglichkeit der Individuen, in der Unvergänglichkeit der Gattung, d. h. der Idee, spricht ja die Natur selbst als unmittelbare Äußerung und große Darstellung zeitloser Lebenskraft die (vom Kind erahnte, oft unbewußt auch vom Dichter und Künstler gestaltete und vom Philosophen logisch oder intuitiv erkannte) große Wahrheit aus:

Daß nicht eine nur das Wirken der Zeit, Raum und Kausalität unterworfenen Dinge besagende und also immerzu hinfällige «Wirklichkeit», nicht die mehr oder weniger flüchtigen Einzelercheinungen, sondern nur jene als metaphysischer Wille bezeichnete, dämonisch schöpferische Urkraft und ihre ein unergründliches Helldunkel in namenloser Sehnsucht geheimnisvoll durchwaltenden Ideen eigentliche Realität und dauernden Bestand haben und somit das wirklich Seiende sind.

*

Nach diesen vielleicht gerade einigen betrachtsamen Naturfreunden und Einzelgängern nicht unwillkommenen Blicken in die zumindest stets bereichernde und auch ästhetisch tiefgründige Gedankenwelt Arthur Schopenhauers dürfte aus den nachstehend fragmentarisch gebotenen Reiseindrücken ersichtlich sein, daß jene von unserem Philosophen so beredt gepriesene Art des Schauens und Erlebens schon dem frühreifen 16jährigen Jüngling in erstaunlichem Maße eigen war.

«Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen.» Nach diesem Bildungsprinzip seines sehr eigenwilligen, aber liberal gesinnten und weltmännisch vorurteilsfreien Vaters — des aus Danzig stammenden Inhabers eines bedeutenden Hamburger Handelshauses — hatte der erst neunjährige Arthur einen über zwei Jahre dauernden Aufenthalt in Le Havre zur Erlernung der französischen Sprache angetreten. Dieser sehr glücklichen Zeit in befreundetem Hause war eine größere Reise durch Deutschland und Österreich gefolgt.

² Beispielsweise lebt die scheinbar untergegangene «dämonische Idee» der Riesensaurier und anderer Monstren auch im neuzeitlichen Menschen fort, der sie als unheimliche Organprojektion durchaus ebenbürtig und in funktionell mitunter frappanter Analogie objektiviert hat in technisch potenzierten dienstbaren Ungetümen wahrhaft gigantischen Ausmaßes.

So bildete die nun im Frühjahr 1803, im Alter von fünfzehn Jahren begonnene, fast zweijährige Europareise eine großzügige Fortsetzung und Ergänzung des eigenartigen väterlichen Bildungsprogramms. Sie führte den seine Eltern begleitenden Arthur Schopenhauer von Hamburg nach Holland und England, wo der für drei Monate in Wimbledon bei London untergebrachte Jüngling die englische Sprache lernte, dann nach Belgien, Frankreich, Schweiz, Württemberg, Bayern, Österreich, Mähren, Böhmen, Schlesien, Sachsen, Preußen und über Danzig wieder nach Hamburg. Viele landschaftliche und sämtliche kulturelle Sehenswürdigkeiten wurden gewissenhaft besucht, besonders Kunstsammlungen, allerlei Museen und Anstalten, aber auch Theater und andere Lustbarkeiten.

Im Mai 1804 erfolgte von Genf aus eine Exkursion in die kontrastreiche Bergwelt von Chamonix, wo der Jüngling eindrucklich «das Ungeheure der Natur» erlebte. Am 20. Mai reiste man von Genf über Lausanne und Avenches nach *Bern*, wo die Familie Schopenhauer am 24. Mai 1804 eintraf und «recht gut» im damaligen «Falken» an der Marktgasse logierte.

Unseren einheimischen, bodenständigen Rationalisten gegenüber wollen wir hier anhand einer die Route Lausanne-Avenches betreffenden charakteristischen Eintragung im Reisejournal des jungen Schopenhauer beiläufig doch noch gleich den Nachweis erbringen, daß die Lebensrealitäten auch von einem angehenden Philosophen offenen Auges erfaßt und bemerkenswert präzise gewürdigt werden können.³ Schopenhauer wundert sich, daß niedrige Berge «selbst da geackert sind, wo sie schroff herabgehn, daß man kaum darauf stehn kann. Wir fanden viele Tannenwälder, durch deren dunkles Grün sich helle Wiesen schlängeln: doch ist es auffallend, daß man fast nirgends Vieh auf denselben sieht: man hat jetzt in der ganzen Schweiz die Stallfütterung eingeführt, da man bemerkt hat, daß auf den Weiden das Vieh fast ebenso viel Gras zertritt als es frißt: nur auf den Alpen läßt man es weiden».

In *Bern*, wo er durch die Lauben spaziert und, wie damals jeder Fremde, immer wieder begrüßt wird, wo er die gegenüber den schlechten Nebenstraßen sehr gut gebauten Hauptstraßen würdigt und in den leeren Bärengraben blickt, aus dem die drei Mutzen 1798 von den Franzosen nach Paris entführt worden waren, gedenkt Schopenhauer auch des Regimewechsels: «Jetzt kommen sogar Bauern in den großen Rath, und mit Recht, da der Bauernstand der erste und beinah der einzige in der Schweiz ist».

³ Arthur Schopenhauer: Reisetagebücher aus den Jahren 1803—1804. Herausgegeben von Charlotte von Gwinner, Leipzig 1923. — Die interessanten Reiseschilderungen, welche die Mutter des Philosophen, die 1806—1829 als Witwe in Weimar lebende und zu Goethes literarischem und gesellschaftlichem Freundeskreis zählende Schriftstellerin Johanna Schopenhauer veröffentlichte, betreffen, mit Ausnahme eines kurzen Kapitels über Genf, leider nicht die Schweiz. Dies wird in ihrer «Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny» (2. Aufl. 1824) mit folgenden Schlußsätzen motiviert: «Was von jenem wundervollen Lande, der Schweiz, geschrieben und gesagt werden kann, ist schon so oft und zum Theil meisterhaft gesagt und geschrieben. Alles, was ich noch hinzufügen könnte, läßt in die wenigen Worte sich fassen: komm und siehe das Unbeschreibbare.»

Die damals noch unverbaut bis zur *Alpenkette* reichende Aussicht von der Münster-Plattform, «die Lieblings-Promenade der Berner», findet Schopenhauer «über alle Begriffe schön: es ist eine von denen Aussichten, die man nie genug betrachten kann, weil sie eine unendliche Mannigfaltigkeit von Landschaften darbietet, auf deren jede das Auge mit Vergnügen verweilt...»

Zweimal hat Schopenhauer sowohl die Münsterterrasse wie die Große Schanze und die Enge aufgesucht, und was der Sechzehnjährige am 26. Mai 1804 in sein Reisetagebuch schreibt, gehört zum schönsten, was über das stadtbernerische Landschaftsbild je formuliert worden ist:

«Als ich diesen Morgen wieder auf den Wall ging, um die herrliche Aussicht zu betrachten, erschreck ich über den Anblick, der jetzt diese Aussicht hundert Mal schöner machte, und der sich gestern nicht ahnen ließ. Die majestätische Kette der Alpen zeigte sich im Hintergrund der prächtigen Aussicht; alle von oben bis unten im feierlichen Weiß gekleidet, erhoben sich die himmelhohen Spitzen, unter denen sich die schöngeformte Jungfrau, das schroffe Schreckhorn und das Wetterhorn auszeichnen. Gestern war ein grauer trüber Tag, ein dichter Wolkenschleier hatte die ganze Bergkette umhüllt: jetzt stand sie wie aus dem Nichts hervorgegangen da.

Auch die himmlische Aussicht vom Kirchhof war durch die Alpen unendlich verschönert, die im Hintergrund in schweigender Pracht dalagen und im Sonnenschein ihre blendend weißen Spitzen auf den blauen Himmelsgrund zeichneten. Und näher vor der Alpenkette sah man jetzt niedrigere und doch ungeheure Berge, auf deren dunklen Felsen der Schnee sich nur in weißen Adern zeigte. Und auch die grünen fruchtbaren Gefilde im Vordergrund zeigten sich im Sonnenschein jetzt schöner, alle Gegenstände flimmerten in hellern Farben und schienen von einem schönern Leben durchdrungen. Wie sonderbar stechen die grünen lachenden Fluren im Vordergrund gegen die unermeßlichen Wüsteneien von ewigem Schnee in der hohen Ferne ab.»

Aber dann wird auch die Aussicht von der Enge genossen und als «göttlich», und alles in und um Bern übertreffend gelobt. Von den Bergen der Umgebung hat es seinem ausgesprochen künstlerischem Blick der dichtbewaldete Bantiger als «besonders schön gestaltet» angetan. Von der Enge aus erlebte man auch «das prächtige Schauspiel des Sonnenuntergangs auf den Alpen»...

Am 28. Mai gegen mittag, nach einer Fahrt «auf gutem Wege durch eine schöne, lachende Gegend», treffen unsere Reisenden in *Thun* ein; sie begeben sich sofort zum Kirchhof hinauf, um von hier aus «eine unvergleichlich schöne Aussicht auf den *Thuner See*» und seine Bergwelt zu genießen. Nachmittags erfolgt in Begleitung des Schiffers und Führers Stoller die Reise nach Interlaken.

«Diese Fahrt auf dem See ist hinreißend schön: er ist ganz von Bergen umringt, deren Spitzen sich über die Wolken erheben und deren Höhe man ganz absehen kann, da sie dicht am See stehn. Sie sind alle bis zu einer un-

glaublichen Höhe angebaut und bewohnt... Über dem bebauten Teil erstrecken sich schwarze Wälder, die Alpen genannten hohen Weiden, nackte Felsen, und endlich kommt der ewige Schnee, über dem die unbesteigbaren steilen Spitzen hervorragen, welche man hier Hörner nennt... Vor und zwischen den Bergen liegen fruchtbare Täler». Es werden erwähnt: Stockhorn, Niesen, Beatenberg, Blümlisalp, «der große Münch oder Eiger, der kleine Münch», die Jungfrau, «deren unbesteigbaren Gipfel noch kein Sterblicher entweihte» — was dann sieben Jahre später doch der Fall sein sollte.

Gegen 6 Uhr landet man beim Neuhaus, und über Unterseen wird *Interlaken* erreicht, wo der schwimmtüchtige (und übrigens auch sonst sportlich tätige) Jüngling noch gleichen Abends ein Aarebad genießt, um dann die Eindrücke des glanzvollen Tages in seinem Reisejournal wie folgt zu beschließen:

«Ich habe nie etwas schöneres gesehn als das Tal von Interlachen. Besonders von einer Stelle am Ufer der Aar aus, wo ich mich badete, ist dieser Anblick göttlich. Die Berge, welche das hier nicht breite Tal umgeben, ragen immer höher übereinander hervor, die nächsten und niedrigsten sind mit Gehölz bedeckt, über diesen stehn höhere, ganz hinten sieht man nackte Fels- und Schneespitzen, welche im Schein der untergehenden Sonne, welche die ganze Gegend verherrlichte, einen besonders zauberischen Glanz erhielten».

Das anderntags mit einem Char-à-banc aufgesuchte Tal von *Lauterbrunnen* hat den jungen Schopenhauer als «immer romantischer und wilder» sehr stark beeindruckt; er widmet ihm eine ausführliche Beschreibung, in welcher zunächst der schäumenden und tobenden und «mit einer unglaublichen Gewalt» über die Felsmassen hinstürzenden Lutschine als dem «wildesten Waldstrom, den ich noch je gesehn habe», aber auch der mächtigen, steilen Felswände und besonders der einer «ungeheuren Bastion» gleichenden Hunnenfluh gedacht wird. Hier eine Szenerie, die uns deshalb interessiert, weil sie an eine von Caspar Wolff (1753—98) meisterhaft gezeichnete und auch als Farbenschnitt von C. M. Descourtis erschienene «Vue d'un pont sur la Lutschinen» erinnert: «An einer Stelle der Lutschine ist eine Brücke, die ich nicht ohne Grausen ansehen konnte: ein ziemlich hohes Felsstück liegt hier in der Mitte des Waldstroms, die Schaum-Wellen bestürmen es von allen Seiten und schlagen darüber weg, von beiden Ufern geht ein kaum sechs Zoll breites Brett auf diesen Stein und dient den Ziegen und Hirten zur Brücke».

«Der riesenmäßige Staubbach... einer der herrlichsten Wasserfälle, die man sehen kann», erscheint besonders schön gerade in diesem «reizenden Tal» mit seinen vierundzwanzig verschiedenen Kaskaden, mit seinen «himmelhohen Bergen und schroffen Felsen», mit dem bunten Schmuck seiner Felder und Wiesen, «zwischen denen man überall Baumgruppen in unbeschreiblich schöner Mischung» und zahlreiche reinliche «Hirten-Häuser (Chalets)» erblickt. Unangenehm angesichts dieser «erhabensten Schönheiten der Natur», wie Lauterbrunnen sie bietet, wirken indessen die aufdringlich bettelnden Bauernkinder... eine z. T. sozial bedingte Unsitte, die leider

noch Jahrzehnte anhalten sollte, während man sie in Chamonix zu jener Zeit jedenfalls nicht kannte.

Schlechtes Wetter vereitelte den Besuch Meiringens und des Reichenbachfalls; über den sehr bewegten See — «er soll bisweilen sehr gefährlich sein» — fuhr man nach Thun und anderntags nach Bern zurück. Und von Bern aus, wo er sie zuerst erblickt, nahm der junge Schopenhauer am 30. Mai 1804, nach Besichtigung des Münsters, auch verklärten Abschied von den Hochalpen:

«Zum letzten Mal ging ich diesen Nachmittag auf die Enge und übersah von dort oben die göttliche Gegend um Bern. Die Alpen konnte ich nicht sehn: die Aussicht erstreckte sich nur auf die minder hohen Berge, welche viel näher liegen und deren Gipfel nicht ganz weiß, sondern nur mit Schneeadern belegt erscheinen. Im Strahl der untergehenden Sonne erglänzten alle Gegenstände verschönert. Plötzlich erblickte ich über den Wolken, die an der Stelle der Alpen am Horizont sich zeigten, eine blaßrote Spitze: ich erschrock wirklich bei dem Gedanken, daß es der Gipfel eines Berges sein sollte: jetzt da ich die Spitze ohne die Höcker und Abstufungen des Berges sah, schien mir die Höhe zu ungeheuer, und der Gedanke daran machte mich schwindeln: doch bald erkannte ich den Gipfel der Jungfrau, als die Wolken den schönsten Tag versprechend, sich mehr und mehr zerteilten: endlich sank der Schleier ganz, und hoch errötend stand die Jungfrau in aller ihrer Schönheit da».

*

In staunender reiner Betrachtung, als von Gedanklichem, von jeglichem abstrahierenden Vergleich noch untangiertes, aber vollkommen in sich ruhendes Bildhaftes hat der Jüngling dieses Große wiederholt in sich aufgenommen. Kein Wort verrät es — aber auch ihn hat Zeitlosigkeit und Geheimnis des Hochalpinen angerührt und der «Sphinxblick des Schneegebirgs», von dem Hermann Hiltbrunner im «Antlitz der Heimat» sagt, daß er uns gerade über das Faßbare der Hügel und die menschliche Nähe bestellter Felder hin rätsel-schwer trifft...

*

Am 31. Mai wurden das berühmte Grabmal zu Hindelbank und das Pestalozzi-Institut in Burgdorf besucht, wobei man sich auch mit Pestalozzi selbst unterhielt.

Schon am 3. Juni ersteigt Arthur Schopenhauer mit dem Luzerner Führer Kaufmann von Alpnachstad aus den *Pilatus*, d. h. dessen zweithöchsten Gipfel, den sogenannten Esel, 2122 m. Dieser etwa fünfstündige Aufstieg ist (vermutlichen Föhndrucks wegen) sehr ermüdend und erfordert immer wieder größte Anstrengung. Aber der künftige unerbittliche Philosoph erkämpft sich trotz lähmender Mattigkeit den berühmten Panoramaberg. In treffenden Worten von ausdrucksfähiger und doch verhaltener Intensität läßt uns Schopenhauer das Gipfelerlebnis dieser «ungeheuren Aussicht» ahnen: «Mir schwin-

delte, als ich den ersten Blick auf den gefüllten Raum warf, den ich vor mir hatte... Ich finde, daß eine solche Aussicht von einem hohen Berge außerordentlich viel zur Erweiterung der Begriffe beiträgt... Dinge, die unten so groß schienen, die Gegenstände vieler Bemühungen und Entwürfe sind, sind, wenn man oben steht, verschwunden; und die Herren der Schöpfung, welche unten so gewaltig treiben, kann man jetzt nicht mehr entdecken... Die Welt so von oben zu überschauen, ist ein so eigentümlicher Anblick, daß ich denke, daß er für den, der von Sorgen gedrückt ist, etwas sehr tröstliches haben muß».

Dieser letzte Satz, aber auch das wiederholt dichterisch empfindsam zum Ausdruck gebrachte und stilistisch einen Höhepunkt seines Reisetagebuches bildende Erlebnis der *Berner Alpen* — die den Jüngling eben doch harmonischer als die wuchtige Bergwelt von Chamonix mit ihren immer wieder als «entsetzlich» und «schrecklich» bezeichneten Felsmassen berührt haben mögen — dies alles kann nur voll gewürdigt werden, wenn man um die Umstände weiß, unter denen der junge Schopenhauer diese Europareise mitmachen durfte: nämlich um den Preis eines damals noch feststehenden Verzichts auf die ersehnte Gelehrtenlaufbahn. Denn nach dem Wunsche seines dann im April 1805 plötzlich verstorbenen Vaters sollte er gleich diesem «ein tüchtiger Kaufmann und zugleich ein Mann von feinen Sitten werden». Sodann hatte der ohnehin schwermütig-nachdenkliche Fünfzehn- bzw. Sechzehnjährige vor der Reise durch die Schweiz gewisse Erlebnisse, die ihm den leidvollen Charakter des Lebens eindringlich und ähnlich schicksalsbestimmend wie dem jugendlichen Buddha zum Bewußtsein gebracht haben dürften: In London die durch den Strang vollzogene öffentliche Hinrichtung dreier Delinquenten, im Zeiten überdauernden mächtigen römischen Amphitheater zu Nîmes die sozusagen visionäre Erkenntnis der flüchtigen Folge dahinschwindender menschlicher Generationen, im Hafen von Toulon aufwühlende Einblicke in das fürchterliche Leben der 6000 Galeerensträflinge, in Lyon die drastisch in Erinnerung gerufenen Revolutionsgreuel.

So ist er ein früh Gezeichneter, Menschen und Dinge bisweilen schon seltsam jäh und bis auf den Grund erfassend, durchschauend und souverän demaskierend. Wir finden ihn zehn Jahre später von Goethe in persönlicher Bekanntschaft wertgeschätzt, ein Jahrhundert später von Thomas Mann bewundert und verehrt. Sein monumentales Gedankengebäude, um dessen sichernden Ausbau noch der rüstige Greis sendungsbewußt sich mühte, mag allezeit umstritten oder verlegen ignoriert bleiben. Es genügt zu wissen, daß es eine unerschöpfliche, bald taghell strahlende, bald mystisch funkelnde Schatzkammer voller Kuriositäten und unvergänglicher Kostbarkeiten birgt. Aber es erinnert zuweilen auch an die Höhen und Tiefen, an die horizontweitende, illusionslos klare Atmosphäre jenes zeitlos ragenden helvetischen Gebirges, dessen feierliche Größe und Schönheit und unerschöpfliche Vielfalt ihn einst so sehr beeindruckten.

*

«Jetzt haben wir die Schweiz verlassen, ihre Bergspitzen schimmern uns nur noch von weitem und erinnern an die Herrlichkeiten, die sie umschließen: wir lassen den göttlichen Tempel der Natur hinter uns...» So wird nach der Besichtigung von Zürich, des Rheinfalls und Schaffhausen im Reisetagebuch unterm 9. Juni 1804 vermerkt.

Als Schopenhauer dann Ende Juli gleichen Jahres auch das Riesengebirge kennenlernte und die berühmte Schneekoppe (1603 m) erstieg, um «das große Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen», da wurde ihm deutlich bewußt, daß dieser höchste Berg Deutschlands «nur ein Zwerg gegen die erstaunlichen Alpen» ist. Es war also, wie er sich jetzt selbst überzeugen konnte, keine «alberne Affektation, wenn Leute, die die Schweiz gesehn hatten, alle Berge Hügel und Maulwurfshaufen schalten...» Aber «begeisternd groß und herzerhebend» war die ganze unermeßliche Aussicht von der Schneekoppe dennoch.

Bezeichnend ist die im Tagebuch zwar nicht erwähnte, aber vor dem mühsamen Aufstieg erfolgte Eintragung in ein Gästebuch:

«Wer kann steigen,
Und schweigen?

Arthur Schopenhauer aus Hamburg.»

Tönt es nicht wie Frage und Antwort, leise und doch trotzig und siegesgewiß — aber auch wie Ahnung jahrzehntelanger bitterer Vereinsamung?

In einem Fragment aus dem Jahre 1811, da der bisher Medizin studierende (und übrigens auch den Fechtsport, das Flöte- und Gitarrespiel pflegende) Schopenhauer sich für die Philosophie entschied, wird das Alpenerlebnis mit jenem des Sonnenaufgangs im Riesengebirge verknüpft: Er vergleicht die Philosophie mit einer hohen Alpenstraße, die man nur auf steilem, einsamem und sehr gefährlichem Pfad erreicht; aber einmal droben, offenbart sich die Rundung der Welt, man atmet «in reiner, kühler Alpenluft und sieht schon die Sonne, wenn unten noch schwarze Nacht liegt.»

Spuren des Alpenerlebnisses finden sich noch in diesem oder jenem Werk und in den nachgelassenen Schriften des geistreichen Selbstdenkens.

In der 1813 erschienenen Dissertation des Dr. phil. Arthur Schopenhauer «Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde», heißt es in der Einleitung, der echte Philosoph werde überall Helle und Deutlichkeit suchen «und stets bestrebt sein, nicht einem trüben, reißenen Regenbach zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweizer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche eben erst die Tiefe sichtbar macht.»

Oder die lakonische Notiz aus dem Jahre 1814: «Auf den Höhen muß es freilich einsam sein».

In jugendlicher Begeisterung Geschautes erstet wie eine Vision im Werk des 56jährigen Philosophen: Der meist bewölkte, bisweilen aber über noch düsteren Niederungen in seiner Himmelshöhe frühlichtverklärte Gipfel des Montblanc ist ihm Sinnbild der dem meist melancholischen Genie zwischen durch eigentümlichen strahlenden Heiterkeit.

Und in eben diesem 1844 erschienenen zweiten Band der «Welt als Wille und Vorstellung» liest man in den «Vereinzelten Bemerkungen über Naturschönheit»:

«Daß der sich plötzlich vor uns auftuende Anblick der Gebirge uns so leicht in eine ernste, auch wohl erhabene Stimmung versetzt, mag zum Teil darauf beruhen, daß die Form der Berge und der daraus entstehende Umriss des Gebirges die einzig stets bleibende Linie der Landschaft ist, da die Berge allein dem Verfall trotzen, der alles Übrige schnell hinwegrafft, zumal unsere eigene, ephemere Person. Nicht, daß beim Anblick des Gebirgs alles Dieses in unser deutliches Bewußtsein träte, sondern ein dunkles Gefühl davon wird der Grundbaß unserer Stimmung».

Als Nachklang schweizerischen Alpenerlebnisses schließlich noch ein landschaftlicher Vergleich in den 1851 erschienenen «Parerga und Paralipomena» (Band II): «Die Schweiz gleicht einem Genie: schön und erhaben, jedoch wenig geeignet, nahrhafte Frucht zu tragen. Dagegen ist Pommern und das holsteinische Marschland überaus fruchtbar und nahrhaft, aber platt und langweilig wie der nützliche Philister.»⁴

*

Wenn wir nun die bei einem so eminent künstlerisch empfindenden und naturverbundenen Denker naheliegende Frage zu beantworten versuchen, wie sich Schopenhauer (dessen Fuß ja also einmal das Bödeli berührt) zu den Bestrebungen des *Naturschutzes* in ethischer und ästhetischer Hinsicht stellen würde, so finden wir die eindeutige Antwort in seiner Philosophie, in seiner Mitleidsethik, aus der sich zwanglos folgende Interpretation des innersten Wesens allen Naturschutzes ergeben dürfte:

Die durch den Menschen unerhört beschleunigte Willensobjektivierung auf Kosten einer unterdrückten, einer verkümmerten und verarmenden Um- und Mitwelt, d. h. der Prozeß der totalen Unterwerfung und vielfach verheerenden Ausnutzung der Natur durch jene Spezies, in welcher ein zwar allenthalben und unaufhörlich sich durchkreuzender, aber bisher doch ein gewisses Gleichgewicht wahrender Daseinsdrang in beispielloser Rücksichtslosigkeit sich auslebt, wird in oft schmerzlicher und desillusionierender Selbsterkennt-

⁴ Die «äußerst vorteilhafte Vorstellung», die man sich von den Schweizer Bauern zu machen pflege, glaubte der junge Schopenhauer 1804 in seinem Reisetagebuch (und noch im Bernbiet) dahin berichtigen zu können, daß sie «freilich im ganzen gutmütig, aber dabei oft grob» und bei Jahrmarkts-Lustbarkeiten «auf eine plumpe Art ausgelassen» seien. Alle Schweizer zeichne «eine auffallende Langsamkeit» aus. Für ihre Mundarten fehlt ihm jedes sprachliche Interesse und Verständnis. Angenehmer mag es uns berühren, daß in der «Welt als Wille und Vorstellung» (Bd. I) zweimal des Arnold von Winkelried gedacht wird, der «mit überschwänglichem Edelmut die feindlichen Speere zusammenfaßte, gegen seinen eigenen Leib, um seinen Landsleuten Sieg und Rettung zu verschaffen.» Auch in der «Preisschrift über die Grundlage der Moral» wird auf ihn hingewiesen. — Der im vorerwähnten Band (§ 69) nach einer deutschen Zeitung zitierte Fall eines 1813 ob Thurnen, vermutlich in einem Walddickicht des Gurnigelgebietes, dem freiwilligen Hungertod erlegenen asketischen Schwärmers unbekannter Herkunft findet sich bestätigt durch einen Originalbericht in den «Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten», Bern, 20. Juli 1813.

nis zutiefst als ein Unrecht und als unheilvoll empfunden.⁵ Was in stets bescheiden bleibendem Umfang und nur moralisch einigermaßen ausgleichend geschützt werden kann, ist Frucht verstandesmäßigen oder intuitiven Verzichts, ist mühsame und wahrhaft edle Abtragung einer kaum je zu begleichenen Urschuld. Denn dein innerstes Wesen ist letzten Endes eben doch identisch mit jenem aller deiner Mitgeschöpfe: es ist der eine und selbe Wille zum Leben, der in allen Individuen erscheint.

Daß der Natur, mithin dem Willen zum Leben, primär nur unser Dasein und nicht unser Wohlsein am Herzen liegt, daß die Welt schließlich kein Guckkasten ist, sondern schon eher ein «Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt», daß es somit ein wesentlicher Unterschied bleibt, ein Ding — Berg, Tal, Strom, Pflanze, Tier usw. — zu sehen oder dieses Ding zu sein, dessen bleibt sich Schopenhauer bewußt. Was uns aber so wohltuend, so entspannend berührt bei der Betrachtung vegetativer Natur — als einer schon differenzierten und doch in anschaulicher Einheit deutlich in Erscheinung tretenden Idee, nämlich der Idee der Pflanze — das ist ihre oft standort- und umweltbedingte Bescheidenheit und stille Gelassenheit, ihr naiv anmutender Grad unbewußter und doch so selbstsicherer Willensstrebung, ihr unser (der «Entwurzelten»!) vielfach zur Bewußtheit gesteigertes und oft so ungetümes und rastloses Wollen schwesterlich sänftigender Ausdruck von Ruhe, Frieden und Genügen.

Arthur Schopenhauer, der westliches und östliches Gedankengut in großartiger Synthese, in einer kunstvollen «Ideensymphonie» zusammenfassende Weltweise, der vor rund 150 Jahren das Berner Oberland besucht und die Schönheit der Gegend zwischen den Seen so beglückt empfunden hat — er würde heute das Bördeli zwar nicht mehr in jener arkadischen Unberührtheit finden, wie sie uns beispielsweise das entzückende Blatt «Vue sur le Lac de Thoune, prise de la Colline du Rugen près d'Interlaken» von Gabriel Lory père zeigt: Dieses im Bereich hohen Gebirgs so reizvoll weiträumig und eben und weithin seewärts sich breitende, da und dort baum- und buschbestandene Gefilde, in naturhaft großen und gelassenen, in sozusagen behaglichen Windungen urtümlich souverän und anmutig «von der smaragdgrünen, sanft dahin wallenden Aar durchflossen».

Aber der passionierte Spaziergänger und Wanderer würde immerhin noch da und dort und nicht zuletzt gerade auch im Naturschutzgebiet Neuhaus-Weißenau vollauf bestätigt finden, was er noch in letzten Lebensjahren geschrieben:

«Wie ästhetisch ist doch die Natur! Jedes ganz unangebaute und verwilderte, d. h. ihr selber frei überlassene Fleckchen, sei es auch klein, wenn

⁵ Also ganz entgegen jener leider lange nicht allen, aber doch sehr vielen durchaus wesensfremden Mentalität wie sie in Genesis 9, 2—3, in mehrfacher Hinsicht charakteristisch zum Ausdruck kommt.

nur die Tatze des Menschen davon bleibt, dekoriert sie alsbald auf die geschmackvollste Weise, bekleidet es mit Pflanzen, Blumen und Gesträuchen, deren ungezwungenes Wesen, natürliche Grazie und anmutige Gruppierung davon zeugt, daß sie nicht unter der Zuchtrute des großen Egoisten aufgewachsen sind, sondern hier die Natur frei gewaltet hat».

*

Leider nur sehr dürftig sind beiläufige biographische und briefliche Hinweise in W. v. Gwinner (1910) und an Fr. Osann in den Briefsammlungen Schemann (1893) und Brahn (1911) über zwei spätere Schweizerreisen Schopenhauers: Italienreise 1818/19: Zurück via Gotthard; Italienreise 1822/23: Von Ende Mai bis August 1822 mit «schweren Alpenschuhen» auf «einer langen u. schönen Schweizerreise, die herrliche Erinnerungen zurückläßt», wahrscheinlich über die Grimsel ins Rhonetal, über den Col de Balme (2200 m) und auf den Brevent (2520 m) bei Chamonix, dann an den Genfersee (Vevey: «Es gibt auf der Erde wirklich sehr schöne Landschaften: aber mit der Staffage ist es überall schlecht bestellt; daher man bei dieser sich nicht aufhalten muß.»); sodann vermutlich über den Simplon nach dem Lago Maggiore und zu längerem Aufenthalt nach Milano usw. Rückreise Mai 1823 von Florenz über Venedig und durchs Tirol nach München.